

Der deutsche Mensch als Symptom

Festvortrag* bei den Osnabrücker Friedensgesprächen am 3. Oktober 2017

Der Titel, unter dem ich den nun folgenden Versuch begann, hieß, als er noch eine an mich gerichtete Einladung war, ursprünglich bloß: „Europa sieht Deutschland“, wobei die Einladung dann dahingehend präzisiert war, dass ich „aus einer österreichischen Perspektive Eindrücke und Urteile über die Entwicklungen im seit 1990 vereinten Deutschland darlegen“ möge. Damit, so entnahm ich weiters dem Einladungsschreiben, solle auch der Versuch unternommen werden, „die aktuellen Verwerfungen der politischen Kultur in Europa insgesamt zu reflektieren“.

Das sind sehr große Begriffe – „Österreichische Perspektive“, „Deutsche Entwicklungen“, „Politische Kultur“, „Europa“ – und ich bin mir nicht sicher, ob ich mich einfach darauf verlassen kann, dass sie so klar sind, wie sie klingen. Was ist zum Beispiel eine „österreichische Perspektive“? Habe ich eine, die man gar als exemplarisch, als typisch österreichisch bezeichnen kann, nur weil ich einen österreichischen Pass habe? Und die „deutschen Entwicklungen“! Welche? Die innenpolitischen? Die Entwicklung der deutschen Außen- und Europapolitik? Die für viele Europäer so besorgniserregende deutsche Wirtschaftspolitik? Überhaupt Europa! Verstehen wir darunter dasselbe? Sind Sie der Meinung, dass Deutschland in Europa eine besondere Verantwortung hat? Welche? Ist nicht Angela Merkels Verständnis von Europa ein ganz anderes als das von Helmut Kohl – trotz der selben Parteizugehörigkeit der beiden? Die eindeutige Differenz, die da besteht, kann also keine ideologischen oder parteiprogrammatische Gründe haben. Das geht schon sehr ins Psychologische. Kann man da von einer „deutschen Entwicklung“ sprechen? Oder handelt es sich nur um ein etwas anderes Amtsverständnis?

Man müsste, wollte man die Fragestellung erschöpfend beantworten, der Absolvent einer Akademie sämtlicher Wissenschaften sein, also zugleich Historiker, Politikwissenschaftler, Soziologe, Psychologe, womöglich Ethnopsychologe, Jurist und leider auch Theologe, und hätte am Ende auch nur ein grobes Geflecht produziert, in dem manche vielleicht ein Schöpfsieb, die meisten aber nur die Löcher sehen würden. Wo also ansetzen? Von welcher Position aus soll ich welchen Aspekt ins Auge fassen, an dessen Beispiel ich zu einer diskutablen Beurteilung der Entwicklung Deutschlands seit 1990 kommen kann?

Es gibt einen Essay von Robert Musil aus dem Jahr 1923, mit dem Titel „Der deutsche Mensch als Symptom“. Dieser Text ist aus zwei Gründen interessant und in Hinblick auf meine Fragestellung hilfreich. Erstens stellt Musil da den nationalen Blick in Frage,

also den Blick durch die nationale Brille auf nationale Eigenheiten und Besonderheiten anderer. Denn wenn man nicht von einer Rassenlehre ausgeht, können so genannte nationale Besonderheiten nur kulturelle Eigenheiten sein, die allerdings, so Musil, in einem höheren Sinn wiederum keine exklusiven Besonderheiten sind, weil sie sich im größeren Raum einer gemeinsamen Kultur doppelt aufheben. Das sollte heute noch klarer sein, als zu Musils Zeiten. Erstens historisch: ob man das Gemeinsame nun Abendland nennt, mit all den historischen Implikationen, die dieser Begriff hat, oder Europa der Aufklärung, EU oder westliche Zivilisation oder Freie Welt – es sind alles Begriffe, die doch ein konkretes gemeinsames Fundament definieren, aber im Gesamten keine Nationsidee haben können. Zweitens zeitgenössisch: durch das, was wir Zeitgeist nennen, das aber viel tiefer geht und kulturell geistig verbindender ist, als es dieser Begriff, der nach rasch wechselnden Moden und Torheiten klingt, zunächst nahelegt. Zeitgeist meint hier die Auseinandersetzung mit historisch in ihrer Form neuen Phänomenen, die noch nicht in Traditionen und verbindlichen Wertsystemen aufgehoben sind. Ob wir jetzt an die Globalisierung, die digitale Revolution, die ökologischen Probleme oder die Probleme mit den aktuell so großen Migrations- und Fluchtbewegungen denken, all diese Phänomene kennen keine nationalen Grenzen, und sie zwingen daher zu einer Gemeinsamkeit, die sich gegen behauptete und sich behaupten wollende nationale Besonderheiten und Sonderwege durchsetzen muss. Und der zweite Grund, warum Musils Essay so interessant und für den heutigen Anlass vorbildlich ist, ist ein Trick, den er in diesem Essay anwendet, ein typisches Romancier-Verfahren. Jeder Roman-Autor weiß, dass alle Figuren, die in seinem Roman auftreten, nicht nur aus Beobachtung gewonnen sein wollen, durch Typisierung verdichtet und durch Phantasie belebt – letztlich muss der Autor selbst zu jeder Figur werden, die er ins Werk setzt, um sie glaubhaft darstellen zu können. Sie kennen das: Flaubert musste Madame Bovary sein! Dieses Verfahren setzte Musil auch in seinem Essay „Der deutsche Mensch als Symptom“ ein: Zu Beginn steckt Musil das Feld ab: Besonderheiten einer Ethnie, eines Volkes, einer Nation sind nur Symptome kultureller Eigenarten, die sich wieder in sich differenzieren, nach Klasse, Geschlecht, Interessen, Stadt und Land, Religion etc., die aber allesamt keine vernünftige exklusive Besonderheit einer Nation begründen, weshalb „die Berufung auf das Nationale heute eine Erscheinung von geradezu ironischer Internationalität“ geworden sei. Man möchte sofort hinzufügen: Heute auch, heute wieder! Und dann schrieb Musil vierzig Seiten, ohne auch nur ein einziges Mal den im Titel angekündigten „deutschen Menschen“ zu erwähnen – bis er sich am Ende kurz und bündig selbst mit diesem Begriff identifiziert und plötzlich „wir deutsche Menschen“ schreibt, um als solcher schließlich nochmals Ideologiekritik am Nationalen zu üben: es spalte die Massen, schrieb er, und gehe dann ins Diffuse über. Und da erst verstehen wir, warum Musils Essay ursprünglich den Titel „Der deutsche Mensch als *europäisches* Symptom“ haben sollte.

Über den deutschen Menschen essayistisch reflektierend wurde der Romancier Musil also selbst zu dieser Figur und erkannte sich in diesem Typus – als Europäer! Ich finde, das ist ein vernünftiger Ansatz: die notwendige Dekonstruktion des Nationalen als Maßstab zur Beurteilung der deutschen Entwicklung zu machen, und zwar nicht bloß mit dem Blick von außen auf Deutschland, sondern auch mit dem Blick des deutschen Menschen, der ich selbst bin.

Dazu muss ich eine kurze autobiographische Anekdote einfügen: im ersten Semester meines Studiums, im Einführungsproseminar Germanistik, wurden wir Studenten gefragt, warum wir dieses Studium gewählt hätten. Einige sagten, sie wollten Lehrer werden, andere sagten, dass sie an Literatur interessiert seien, aber noch keine konkrete Berufsvorstellung hätten – das beunruhigte niemanden, na gut, es waren die 70er Jahre! Das wurde alles abgenickt, bis ich an der Reihe war. Und ich antwortete: „Ich will ein deutscher Dichter werden!“ Mich wunderte das Gelächter, das ich damit auslöste. Wo sonst, als in den Heiligen Hallen der Germanistik, sollte man einen solchen Satz ganz selbstverständlich sagen können?

Ich bin damals mit einiger Naivität zwei großen Missverständnissen aufgesessen: erstens hatte ich ernstlich gedacht, dass ich auf der Germanistik lernen könne, wie es die Dichter gemacht hatten, während ich dann natürlich rasch die Erfahrung machte, dass man in Wahrheit hier nur lernen könne, wie es die Germanisten machen. Und zweitens war ich blauäugig der Meinung, dass die Beschäftigung mit Literatur, und sei es vor allem mit deutscher, also der Literatur in meiner Muttersprache, eine kulturelle Identität produziert oder zumindest bereichert, die nicht begrenzt und gefesselt wird durch ihre Gleichsetzung mit der Fiktion einer nationalen Identität. Die deutsche Literaturgeschichte war doch zunächst eine gigantische Anstrengung, aus -zig deutschen Dialekten und Schreibweisen eine literaturfähige Sprache zu bilden, dann der Anspruch, aus dieser ein Instrument der Aufklärung zu machen, mehr noch: der Menschenbildung, nämlich der Aufklärung darüber, was es bedeutet, ein Individuum zu sein, bis schließlich Goethe dekretierte, dass nun das Zeitalter der Weltliteratur begonnen habe.

Aber als ich mich in diesem Proseminar sozusagen als „deutschen Menschen“ bezeichnete, war allerdings dies der Stand der Dinge: man war in Wien kein Deutscher, mehr noch, man war tunlichst kein Deutscher – die Nazis hatten aus der schönen Metropole Wien eine deutsche Provinzstadt gemacht, und dies, sowie die Tatsache, dass die fanatische Begeisterung der Wiener für das Ostmark- und Beinererschütternde deutsche Wesen dazu geführt hatte, dass ihre Stadt am Ende in rauchenden Trümmern dalag, das wurde den Deutschen nicht verziehen. Die seinerzeit jubelnden Mitläufer setzten das Verdikt durch, dass an allem auch selbstverschuldeten Verhängnis nur die Deutschen schuld seien, und ihre Kinder übernahmen damit ein Selbstverständnis, das dann zu nichts Geringerem als zu einer nationalen Identität wurde, die im Wesentlichen auf Abgrenzung von Deutschland

beruhte. Sie übernahmen diese selbst dann, wenn sie, was ja schließlich auch
Mainstream wurde, die mangelnde Bereitschaft des offiziellen Österreichs kritisierten,
sich mit der eigenen Schuld auseinanderzusetzen.

Der schrullige Widerspruch, mit grundsätzlicher Abgrenzung von Deutschland just
Germanistik zu studieren, zeigte sich dann nicht sonderlich dramatisch – er führte
lediglich dazu, dass es an österreichischen Universitäten zu einer Hochblüte der
Beschäftigung mit zeitgenössischer österreichischer Literatur kam, was
ironischerweise eine Art Parallelaktion war: denn damals, in den 70er Jahren feierte
das deutsche Feuilleton vor allem die Literatur aus Österreich, was einen der
wichtigsten damaligen deutschen Kritiker und Interpreten, Ulrich Greiner, zu der Frage
veranlasste: „Wieso bringt das kleine Österreich so viele große deutsche Schriftsteller
hervor?“ Und im Fischer Verlag erschien eine Anthologie mit dem Titel „Deutsche
Literatur von Schnitzler bis Handke“. Zugleich aber lehrte die damals zeitgenössische
österreichische Literatur vor allem eines: kein denkendes Gemüt kann sich mit der
österreichischen Staatsdoktrin identifizieren, jeder empathiebegabte Mensch mit
österreichischem Pass muss seine Seele befreien von allen verlogenen
Sentimentalitäten des ach so unschuldigen österreichischen Wesens. Das heißt,
gerade die Literatur österreichischer Autoren dekonstruierte radikal alles, was der
Grund war, sich mit ihr zu beschäftigen.

Wahrscheinlich ist es diese Erfahrung, und dazu noch die Tatsache, dass die Blut- und
Loden-Selbstdarstellung der „Alpenrepublik“ einem Städter wie mir, fernab der Alpen,
Almen und Pisten, nie ein Identitätsangebot machen konnte, dass es mir leichter fällt
als anderen, eben keinen nationalen Blick zu haben, dafür aber größtes Misstrauen
gegenüber jeder Form des Nationalismus.

In diesem Sinn also, wie gesagt, nun mein „österreichischer Blick“ auf Deutschland in
Europa, nach Mauerfall und Vereinigung der beiden Deutschlands.

Der Mauerfall ist für „für uns deutsche Menschen“, die ihn bewusst miterlebt hatten,
das wohl wichtigste und prägendste historische Ereignis in unserer Lebenszeit, es war
geradezu ein Wunschkonzert der Geschichte, von der wir uns doch wünschen, dass
sie sich als Fortschritt im Geist der Freiheit erweise.

Das war viel mehr und viel faszinierender als die Landung von Menschen auf dem
Mond, das war die Landung der Freiheit in Europa, im größten Krater unseres von den
Einschlägen der Geschichte so verwüsteten und bestrafte Kontinents. Ich saß damals
vor dem Fernsehgerät und weinte – aus Rührung, wie ich die Menschen auf und vor
der Mauer tanzen und jubeln sah, oder als ich zuschaute, wie eine alte Frau als
allererste durch das Brandenburger Tor von Ost- nach West-Berlin ging. Zunächst
versuchten Grenzsoldaten sie aufzuhalten, indem sie sich immer wieder vor sie
stellten, mit nach vorn gestreckten Handflächen, aber sie ging unbeirrt weiter, schrie
die Männer an: „Zu spät, zu spät!“, wieder stellten sich die Männer ihr in den Weg, und
sie schrie „Zu spät! Zu spät!“, sie konnten sie nicht mehr aufhalten, und dann, als sie

das Brandenburger Tor passierte, brandete hinter ihr der Jubel derer auf, die sich noch nicht sicher waren, ob es wirklich schon erlaubt sei und wie wohl die Soldaten reagieren würden – und dann begannen sie zu laufen!

Dass die Soldaten diese Frau zwar zu hindern versuchten, aber es nicht mehr – weil „zu spät“ – wagten, Hand an sie zu legen, war für mich der Moment, in dem ich begriff, dass der Status Quo, in dem ich aufgewachsen war und gelebt hatte, nun keine Handlanger mehr hatte, die ihn verteidigen konnten, dass er also zur Vorgeschichte einer neuen Zeit geworden war, und dieses „Zu spät! Zu spät!“ war für mich der Beginn einer neuen Zeitrechnung. Meine Tränen vor dem Fernsehapparat waren daher nicht nur Tränen der Rührung, sondern auch der Ergriffenheit: ich spürte etwas, das ich in meiner Lebenszeit nicht mehr erwartet hatte: dass sich versteinerte Verhältnisse, die nur Folge einer unseligen Geschichte waren, wieder in einen großen und freien Möglichkeitsraum verwandelten – die Geschichte war zurück!

Bald aber kühlte meine Begeisterung ab, ich erschrak, als deutlich wurde, dass die Öffnung der Grenze zwischen den beiden deutschen Staaten und dann ihre Vereinigung als *nationale Wiedergeburt* gefeiert wurde. Wahrscheinlich muss man das aus vielerlei Gründen verstehen, aber ganz so klar erscheint es mir doch nicht. Wenn Geschichte neu ansetzt, muss ja deswegen nicht alles vergessen werden, was zuvor als bleibende historische Erfahrung galt, und es muss nicht alles entsorgt werden, was in Konsequenz historischer Erfahrungen vernünftige Realität geworden war, nämlich: die nachnationale Entwicklung, die nach den Erfahrungen mit dem Nationalismus, vom Deutsch-Französischen Krieg bis zum Ende des Nationalsozialismus, durch das europäische Einigungsprojekt bewusst eingeleitet worden war. Kurz: ich fand es zunehmend gespenstisch, dass Deutschland eine politischen Befreiung, die Osteuropa erfasste und Auswirkungen auf ganz Europa hatte, ausgerechnet unter dem Baldachin der Nationsidee feiern wollte. Das war ein höchst problematischer Paradigmenwechsel im deutschen Selbstverständnis: von einem in Europa tunlichst sittsam integrierten Deutschland, das seine historische Verantwortung in der Mitarbeit an der Vertiefung der *europäischen* Einheit begriffen hatte, zu einem Deutschland, das sich in *deutscher* Einheit als Führungsnation in einem Europa von verschiedenen tüchtigen Nationen sieht. Das wird außerhalb Deutschlands natürlich viel stärker so wahrgenommen, als in Deutschland selbst, oder sagen wir so: dieser Bruch in der Selbstdefinition wird in Deutschland mit einer Selbstverständlichkeit gelebt, die kaum Veranlassung sieht, ihn auch in Frage zu stellen.

Man kann diese Entwicklung wohl auch als Transformation von Verfassungspatriotismus zurück zum Patriotismus einer nationalen Wir-Gruppe beschreiben, in Abgrenzung von anderen, bis hin zu Wut auf andere. Im europäischen Kontext zeigt sich dies als Verschiebung des deutschen Anspruchs, sich als gute Europäer zu erweisen, hin zu dem Selbstgefühl, als Deutsche besser zu sein und erst dadurch eine besondere Verantwortung in Europa zu haben.

Allerdings zeigen sich in diesem Selbstbild auch Brüche. Zum Beispiel die regelmäßig wiederkehrende Klage darüber und die Kritik daran, dass es trotz enormer politischer und finanzieller Anstrengungen immer noch so große Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschen gibt, Unterschiede in Hinblick auf Mentalität, Kultur, wirtschaftlichen Erfolg und nicht zuletzt auch in Hinblick auf politisches Bewusstsein und Wählerverhalten. Es ist, nun tatsächlich von außen betrachtet, erstaunlich, wie beharrlich dieser Diskurs über das schwierige, viel zu langsame und komplizierte Zusammenwachsen der beiden endlich vereinigten Deutschlands geführt wird, so als wäre die Vorstellung einer deutschen Einheit, wie sie hier vorausgesetzt wird, selbstverständlich, und nur ihre unbefriedigende Verwirklichung ein Problem. Tatsächlich aber ist es doch umgekehrt: nicht die Realität mit all ihren Differenzen ist das Problem, sondern das verquere Ideal einer nationalen Einheit, an dem die Realität gemessen wird. Der Anspruch, auf einem gemeinsamen Territorium nicht bloß gleiche Rahmenbedingungen für alle, sondern eine weitgehende Gleichheit der Lebensbedingungen, gleiche Mentalität, gleiche Kultur, sozusagen das Volksbewusstsein eines Volkskörpers herzustellen, war der Anspruch der Nationalstaaten in der Epoche ihrer Entstehung, dieser Anspruch ist tiefstes 19. Jahrhundert. Jeder Nationalstaat ist an diesem Anspruch gescheitert. Kein Norditaliener wird jemals so denken und leben wie ein Süditaliener, dabei ist Garibaldi schon viel früher geritten als Helmut Kohl. Was mittlerweile in allen europäischen Staaten eine Selbstverständlichkeit geworden ist, wird in Deutschland mit gleicher Symptomatik als Krise wahrgenommen, und als Scheitern der nationalen politischen Eliten. Umgekehrt wird der nachnationalen Entwicklung Europas an deutschen Stammtischen genau das unterstellt, was von der eigenen Nation gefordert wird: dass es nämlich der Anspruch der EU sei, die Wahnidee von Brüsseler Bürokraten, die verschiedenen historisch gewachsenen Kulturen und Mentalitäten Europas ausradieren und zu einem Einheitsbrei machen zu wollen, in dem jeder seine jeweilige Identität verliert. Aber solches war, wie gesagt, der Anspruch von Nationalstaaten, und war nie der Anspruch des Projekts eines nachnationalen geeinten Europas. In den Verträgen von Maastricht und Lissabon ist festgeschrieben, dass die EU die Vielfalt der europäischen Kulturen als ihren Reichtum sieht, und die Einigung durch Herstellung gemeinsamer Rahmenbedingungen anstrebt, innerhalb derer jeder gemäß seiner Mentalität, Kultur und Sprache die gleichen Chancen hat, sein Glück zu suchen. Das ist der natürliche Anspruch, der einen Menschen aus dem Alentejo mit einem Menschen aus Hessen oder vom Peloponnes verbindet. Ich sehe daran nichts grundsätzlich Problematisches oder Schwieriges. Aber gehen wir jetzt kurz auf die Zeit vor der Vereinigung der beiden deutschen Staaten zurück. Die alte Bundesrepublik war da schon viel weiter, viel europäischer, in dieser Frage viel zeitgenössischer und zukunftsstaulicher. Hat man einem Bayern erklären müssen, dass er kein Preuße ist? Hat man je davon gehört, dass Bayern und Preußen und Schwaben, Hessen und Hanseaten dazu angehalten

waren, ihre jeweiligen Einzigartigkeiten und Besonderheiten in einem allgemeinen Deutschtum aufheben zu müssen? Dass sie auch ihre Wirtschaftsleistungen so zu vereinheitlichen hätten, dass es kein Gefälle und keine Differenzen zwischen den deutschen Ländern mehr gäbe? Natürlich nicht. In der alten Bundesrepublik waren Verfassung und Rechtsstaatlichkeit das ausreichend Gemeinsame, in dessen Rahmen wirtschaftliche und kulturelle Unterschiede ganz selbstverständlich ihren Platz hatten. Das heißt: die alte Bundesrepublik war vielmehr ein Bund von Ländern, als eine Nation. Genauer gesagt: ein nach 1945 nicht nur vom Nationalsozialismus, sondern überhaupt vom Nationalismus befreiter Bund, dessen fortschrittliche Staatlichkeit sich in der vernünftigen Abstraktion erwies, dass Gleichheit als Gleichheit vor dem Recht besteht, und nicht in der schwärmerischen Idee einer nationalen Identität unter dem Baldachin einer Leitkultur. Man kann sagen, dass die Bundesrepublik nach 1947 in Hinblick auf die Überwindung des Nationalismus – zumindest im politischen Diskurs – europäische Avantgarde war. Nach der Vereinigung, durch die Emphase der „nationalen Wiedergeburt“, hat sich das gedreht, wodurch eben heute in Deutschland als Problem diskutiert wird, was doch die Qualität der alten Bundesrepublik war. Diese innerdeutsche Auseinandersetzung mit dem neuen Nationalgefühl, die verzweifelt eine Zerrissenheit überwinden will, die zunächst doch nur Vielfalt war, produziert eben dadurch eine wirkliche Zerrissenheit, sowohl innerhalb Deutschlands, als auch innerhalb der Europäischen Union.

Überdeutlich, schockierend deutlich haben wir dies unlängst bei der Wahl zum Deutschen Bundestag gesehen. Der Erfolg der AfD offenbarte eine Zerrissenheit der deutschen Gesellschaft, die aber doch nur die Kehrseite der Einheit ist, so wie sie vollzogen wurde: nämlich nicht als Fest wiedererstandener Freiheit, sondern als Fest der Wiederauferstehung einer vermoderten Nationsidee. Wenn die Menschen in der DDR auch skandierten „Wir sind *ein* Volk!“, und damit ein Unrechtsregime zu Fall brachten, so hätte die Bundesrepublik doch klarstellen müssen: „*Ein* Volk Europas! Und unser Angebot und unsere gemeinsame Zukunft ist die Einigkeit in Rechtsstaatlichkeit und im Frieden Europas, und nicht nationaler Taumel!“ Aber selbst aufgeklärte und politisch über jeden Verdacht erhabene Geister begaben sich fröhlich in die Nationalismusfalle und sagten Sätze, die heute noch mit Rührung zitiert werden, die aber am Ende des 20. Jahrhunderts eigentlich unfassbar waren (und hier haben Sie wirklich eine österreichische Sicht auf die Dinge), zum Beispiel: „Jetzt wächst zusammen, was zusammen gehört!“ – ein Satz, den man genau so auch nach dem „Anschluss“ Österreichs im Jahr 1938 sagen hätte können und der wohl auch damals gesagt worden ist.

Ich kann mich gut an die Fußballweltmeisterschaft 2006 in Deutschland erinnern, bei der der neue Nationalismus in überschäumender Fröhlichkeit noch einmal gefeiert wurde, auf eine Weise, bei der man schon absehen hätte können, wie er kippen wird. Die deutsche Öffentlichkeit, die Medien, die politischen Eliten, die Straßen, befanden

sich in einem Rausch der Euphorie, weil Deutschland endlich „normal“ geworden war – wobei unter „normal“ verstanden wurde, dass man endlich wieder begeistert Nationalflaggen schwenken und Deutschland!Deutschland! brüllen durfte, ohne dass man deswegen abschätzig unter Nationalismusverdacht kam. Aber das bedeutete nur: Nationalismus stand nicht mehr unter Verdacht.

Na und, könnte man sagen, ist das bei einer Fußballweltmeisterschaft nicht tatsächlich normal? Nein, meine Damen und Herren, denn die Emphase galt nicht oder nicht nur dem deutschen Nationalteam, sondern dem Deutsch-Sein selbst, der Verzückung an sich selbst, der Wollust durch das nationale Fieber. Das ist der Unterschied zum Beispiel zu den Tifosi, die die italienische Mannschaft anfeuern – und mit eingerollten Fahnen nach Hause gehen, wenn ihre Mannschaft verliert. Die nationale Euphorie der Deutschen hörte daher auch nicht auf, als die deutsche Mannschaft ausschied, sie hatte sich längst verselbständigt, es war egal geworden, ob die deutsche Nationalmannschaft siegte, der deutsche Nationalismus hatte gesiegt.

Und es war nur eine Frage der Zeit, bis die Masse, die sich selbst feierte, sich als Wir-Gruppe voll Ressentiment und Hass auf andere zeigte. Und die anderen waren zunächst, sehr bald, „*die* Griechen“. Erinnern Sie sich? Wie schnell das ging? Dass aus dem fröhlichen Fest eine Hassorgie wurde. Die *faulen* Griechen, die *korrupten* Griechen, die *wir* alimentieren müssen, nachdem *sie* über ihre Verhältnisse gelebt hatten. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis *die Anderen* austauschbar wurden und sich zugleich vermehrten: die europäischen Beamten, die Flüchtlinge und Asylwerber, überhaupt Ausländer, die Sozialschmarotzer und die Eliten, der Islam... Ja, der Nationalismus bietet universales Denken an – bei der Produktion von Feindbildern.

2006ff. war die Zeit, in der das politisch wache Europa mit Staunen und wachsender Besorgnis beobachtete, wie die Bundesrepublik zu Deutschland wurde, forciert noch durch industriefinanzierte Medienkampagnen wie „Du bist Deutschland!“ oder „Wir sind wieder wer!“.

Interessant, um nicht zu sagen: gespenstisch, an dem schleichenden Paradigmenwechsel in diesen Jahren ist, dass die meisten Deutschen ihn noch nicht einmal bemerkt haben, während er europapolitisch tiefgreifende Folgen hatte: denn diese Verschiebung im deutschen Selbstverständnis war zugleich ein langer Abschied von der Kohl-Doktrin, dass deutsche Einheit und europäische Einheit zusammengehören und deutsche Innenpolitik daher immer auch Europapolitik sein müsse. In diesem Punkt war er wirklich ein Schüler und Erbe des großen deutschen Europapolitikers Walter Hallstein. Das war in meinen Augen auch der Grund, warum Kohl imstande war, die Vereinigung der beiden Deutschlands mit der Preisgabe der nationalen Währung zu verbinden. Stünde die Einführung der gemeinsamen europäischen Währung erst heute auf der Tagesordnung, ich bezweifle, dass Angela Merkel auch nur bereit wäre, darüber zu diskutieren. Umgekehrt wäre es zu Kohls Zeiten

undenkbar gewesen, dass ein Nationalökonom wie Hans-Werner Sinn einen so großen Einfluss auf die Wirtschafts- und Finanzpolitik der deutschen Regierung bekommt, wie heute. Denn Helmut Kohl hat noch gewusst, dass bei einem gemeinsamen Markt nicht mehr nationalökonomisch bilanziert werden kann – unter der Voraussetzung von gemeinsamen Markt, verschränkten Ökonomien und gemeinsamer Währung ist die Nationalökonomie eine Variante der Paläontologie, ein Fach mit totem Gegenstand. Die einzigen, die das noch nicht wissen, sind die Nationalökonomien. Aber auch dies, das Comeback der Nationalökonomien in Deutschland, ist nur ein weiteres Symptom des hier skizzierten Paradigmenwechsels der deutschen Politik und des deutschen Selbstverständnisses. Ich weiß nicht, sehr geehrte Damen und Herren, ob Sie – soweit Sie älter als zwanzig, fünfundzwanzig Jahre sind – glauben, im selben Land zu leben wie vor zwanzig Jahren. Ich sage Ihnen: Sie tun es nicht! Und ich gebe Ihnen ein ganz einfaches, sehr bedrückendes Beispiel. Wenn Sie die Rede von Helmut Kohl im Deutschen Bundestag vom 23. April 1998 nachlesen, werden Sie feststellen, dass er damals all das als künftige europapolitische Notwendigkeit sah, was der französische Präsident Emmanuel Macron heute fordert. Und ich bin mir ziemlich sicher, dass Angela Merkel keinem dieser Vorschläge zur Reformierung und Vertiefung der Europäischen Union ihre Zustimmung geben wird, zumal der Vorsitzende der FDP Christian Lindner es bereits zur Koalitionsbedingung gemacht hat, den Vorschlägen Macrons eine Absage zu erteilen. Letzteres macht politische Beobachter fassungslos: Selbst bei Sozialdemokraten kann man manchmal nachvollziehen, wenn sie, die klassischen Internationalisten, in bestimmten Fragen zu Nationalisten werden – etwa wenn sie für ihre Stammwähler den nationalen Arbeitsmarkt gegen Arbeitsmigration verteidigen. Aber wenn eine wirtschaftsliberale Partei nationalistisch wird, dann ist wirklich etwas passiert.

Der Umbau der europäischen Bundesrepublik zu einer mächtvollen Nation in Europa ist weitgehend abgeschlossen und erscheint kurz- oder mittelfristig nicht reversibel. Und die politischen Eliten wurden – gegen ihre objektiven Interessen und gegen ihre je eigene Parteiprogrammatik – zu Getriebenen ihrer eigenen Politik, zu einer sehr deutschen Personalunion von Dr. Faust und Zauberlehrling. Sie machten einen Pakt mit dem Teufel, dem Nationalismus, gleichwohl ihre Alchemie Trug ist, und dann sind sie hilflos gegenüber den Konsequenzen ihres falschen Zaubers. Sie sind fassungslos und betroffen wegen des Wahlerfolgs der AfD, und begreifen nicht einmal, dass der Besen, der nun Eimer voller Jauche in den Bundestag kippen wird, von ihnen selbst auf den Weg geschickt wurde. Denn der neue Nationalismus, meine Damen und Herren, ist nicht ganz rechts außen entstanden bzw. hat dort überlebt, und ist nun aus unerfindlichen Gründen („Die Ängste! Die Ängste!“) in die Mitte eingesickert. Er ist in der Mitte entstanden und strahlt an die Ränder aus, von wo er radikalisiert zurückkommt. Es war so viel einfacher und billiger, die Einigung Deutschlands zum

nationalen Projekt zu erklären, statt zu einem europäischen Projekt, zumindest zu einem Projekt in europapolitischer Verantwortung. Und als die Europapolitik wieder ins Augenmerk rückte, konnte sie nur noch zu einem Instrument nationaler Innenpolitik werden. Da draußen in Europa gibt es Begehrlichkeiten und politisches Abenteuerlust – und es war nicht die AfD, die es da noch gar nicht gab, die versprach, die Deutschen davor zu schützen und ihre nationalen Interessen zu verteidigen, nein, es war die Bundesregierung, die so genannte Mitte. Kein Steuergeld für Griechenland, diese absurde Losung zieht sich durch bis heute, da in Deutschland diskutiert wird, was Macrons Vorschläge „uns Deutschen“ kosten würde.

Es gibt nur ein kleines Problem beim Anspruch, nationale Interessen zu verteidigen, und das hätte ein zu Geschichtsbewusstsein verdammt Land wissen müssen: wer eine euphorisierende Selbstüberhöhung feiert und den Wählern zuruft, dass sie besser und tüchtiger als alle andere seien, und wer gleichzeitig alle Probleme, die in der Bevölkerung Anlass zu Furcht und Ängsten geben, als Probleme der Welt da draußen darstellt, der EU oder der Globalisierung, vor denen die Regierung die Nation schützen wird, der kann nicht liefern. Nationalisten können nie liefern, am allerwenigsten heute, bei den gegebenen wirtschaftlichen und politischen Verflechtungen in Europa. Die Menschen glauben gern, dass sie etwas Besseres sind, aber sie haben nichts besseres, im Alltag sind sie nichts besseres, aber sie sollen für andere zahlen, die dann kassieren, obwohl sie nichts Besseres verdient haben. So stellen dann die Menschen nicht den Nationalismus in Frage, sondern die Nationalisten. Sie waren offenbar nicht konsequent genug. Sie rufen nach konsequenteren nationalen Repräsentanten. Da geht die Mitte nach rechts. Aber sie kann nicht liefern. Das Volk wird unruhig. Offenbar war die Politik immer noch zu halbherzig. Dem Volk, als einem besseren, wurde doch das Beste versprochen. Das meinen die Menschen, wenn sie „Wir sind das Volk!“ schreien. Der Nationalismus macht nicht solidarisch, er macht bloß völkisch. Das völkische Volk sieht sich in der repräsentativen Demokratie nicht repräsentiert, sondern betrogen. Sie wollen eine Demokratie, die ihren Hass bestätigt. Das kann die Mitte gerade noch liefern, in Form der Zurückweisung der Ansprüche fauler Griechen und korrupter Italiener und Wirtschaftsflüchtlingen und weltfremder Beamter der europäischen Kommission. So rückt die Mitte weiter nach rechts. Aber das genügt nicht. Geht es dem Volk jetzt besser? Nein. Also will es noch radikalere Verteidiger ihrer nationalen Interessen, noch konsequentere Nationalisten – das ist die Spirale, die dazu führt, dass schließlich eine AfD im Bundestag sitzt. Sie ist nicht Protest gegen die Politik der Mitte, sie ist der Lautsprecher dieser Politik der Mitte. Können Sie verstehen, sehr geehrte Damen und Herren, dass „wir deutsche Menschen“ (im Musil'schen Sinne) besorgt sind, wenn wir an Deutschland denken? Andererseits: ich habe just jetzt, nach der letzten Bundestagswahl, die Hoffnung, dass der Erfolg der AfD als neuer Wendepunkt begriffen wird, als Moment, der zu einer radikalen Selbstreflexion führen wird, zu mehr noch, zu einem Kampf um die

Durchsetzung eines wieder aufgeklärten deutschen Selbstverständnisses, als einer Avantgarde der europäischen Integration, und nicht als Lehr- und Zuchtmeister Europas.

Robert Musil schrieb in seinem Essay „Der deutsche Mensch als Symptom“, dass nationale Besonderheiten kulturelle Phänomene sind, die keine politischen Sonderwege rechtfertigen können. Die Frage sei nur, ob die Kultur „die Fähigkeit zur Weitergabe“ habe, also eine offene Seite, die an Universales andocken könne und Bereitschaft zum Austausch zeige, ohne dass diese Kultur das Gefühl habe, sich aufzugeben. Die Geschichte Deutschlands ist viel länger als die Geschichte des mörderischen deutschen Nationalismus, und in dieser langen und reichen Geschichte haben deutsche Länder bewiesen, dass sie diese Fähigkeit haben. Das ist vielleicht auch der Grund, warum ich Germanistik und Philosophie studiert habe, und vernarrt in deutsche Literatur und glücklich geprägt von deutscher Philosophie bin.

Ich bin in den letzten Wochen wieder sehr viel kreuz und quer durch Deutschland gereist, und ich war einmal mehr tief beeindruckt von der Vielfalt der Mentalitäten und Kulturen, der Kulturräume, die in einem unglaublichen Reichtum landschaftlicher Schönheit historisch gewachsen sind, ich war beglückt von der Freundlichkeit und Offenheit der Menschen, die ich traf – und ich konnte nicht anders, ich dachte, jeder Zehnte wählt AfD, und so zählte ich durch – und beim Zehnten blickte ich in ein neugieriges und lächelndes Gesicht, und ich dachte: Nein! Und zählte weiter, bis zehn, und das war wieder eine nette und weltoffene Person... Ach was, das war eine kindische Spielerei, mit der ich mir nur bestätigen wollte: In Deutschland lebt kein Volk, in Deutschland leben Menschen.

Und wenn es auch das Wirsinddas-Volk nicht versteht, die Menschen verstehen es: niemand, kein deutscher Mensch und Europäer, will, dass Deutschland eine Sonderrolle in Europa spielt oder gar eine Führungsrolle beansprucht. Das Europäische Projekt ist nicht zuletzt deshalb gegründet worden: um auf alle Zeiten deutsche Sonderwege und Führungsansprüche zu unterbinden. Aber noch spielt die Geschichte nicht mit, noch bietet sie Deutschland immer wieder die Möglichkeit, sich als Ausnahme von allen Regeln zu begreifen, als Sonderfall – und das ist wirklich seltsam: die große Renationalisierungswelle nach 1989 hat dazu geführt, dass Staaten sich geteilt und gespalten haben, in Teile zerfallen sind: Die Tschechoslowakei, Jugoslawien, die UdSSR, die Ukraine, und das geht immer so weiter: Schottland will aus dem Vereinigten Königreich austreten, Katalonien will sich vom spanischen Nationalstaat abspalten, alles bricht auseinander und wird kleiner – nur Deutschland wurde größer! Nur Deutschland erlebte statt Zerfall eine Vergrößerung von Territorium und Bedeutung.

Das mag einiges erklären, kann aber nichts entschuldigen.

Wir sind wieder wer. – Ihr seid wieder wer.

Na und. Der Anspruch an Deutschland in Europa bleibt: Wir wollen sehen, dass die politisch Verantwortlichen in Deutschland nicht die Menschen dort abholen, wo sie sind, sondern sie einladen, dorthin zu kommen, wo die Zukunft ist: in einem Europa, in dem es um die Souveränität der Bürgerinnen und Bürger geht, und nicht um die Souveränität der Nationen.

Das bedeutet: Cordon Sanitaire um die AfD, klare Worte in Hinblick auf die Abrüstung nationaler Ideologie, und statt nationalem Widerstand gegen Fremde und Fremdes, transnationaler, also europäischer Widerstand gegen transnationale Gefahren.

Ich weiß nicht, ob die Werbeagentur, die im Auftrag der deutschen Industrie die Kampagne „Wir sind wieder wer“ entwickelt hat, Jean Améry kannte. Wahrscheinlich nicht. Jean Améry schrieb am Gipfel des deutschen Wirtschaftswunders, als sich die Wirtschaftswunderdeutschen selbstverliebt ob ihres Erfolgs in den nationalen Spiegel blickten und sich zugleich aggressiv gegen ihre Kinder und Enkel wendeten, die „internationale Solidarität“ forderten, nämlich im Jahr 1969, einen bemerkenswerten Essay mit dem Titel „Ihr seid wieder wer!“. Musil hatte den deutschen Menschen in sich entdeckt, Améry aber war außer sich und richtete eine Brandrede an den deutschen Menschen außer sich, den er mit „Lieber Bundesbürger“ ansprach, ein Text, der den Musil'schen Titel „Der Deutsche Mensch als Symptom“ wahrlich verdient hätte, und auf alle Fälle als dessen Fortsetzung und Aktualisierung gelten kann. Jean Améry sah mit Besorgnis, wie ein neuer Nationalismus in Deutschland auf der Basis deutscher Tüchtigkeit entstand, eine überhebliche Selbstzufriedenheit, ein wirtschaftlicher Erfolg, der sich nicht bloß in je privatem Wohlleben erweisen wollte, sondern in internationaler Macht...

Und Jean Améry schrieb, lange vor der deutschen Kampagne „Wir sind wieder wer“, diesen Text, in dem er fragte: „Sie sind wieder wer. Wer wollen Sie *wieder* sein? Gerade dieses Wieder ist es, das Unruhe hervorruft, bei Ihren Nachbarn im Osten und im Westen.“

Améry kritisierte eine Stimmung, die sich in Deutschland ausbreitete – die aber doch in Widerspruch stand zur Sprache der Politik, die deutsche Überheblichkeit dämpfen und deutsche Integration in Europa voranbringen wollte.

Diese Gleichzeitigkeit war möglich, im langen Schatten der Geschichte.

Aber heute? Man sieht so manches deutlicher im Licht. Manche geblendet. Manche besonnen.

* Festvortrag, gehalten am Tag der Deutschen Einheit, 3. Oktober 2017, im Kreiszentrum Schölerberg auf Einladung des Landkreises Osnabrück, der Stadt Osnabrück und der Universität Osnabrück. Redetext in der Fassung vom Veranstaltungstag zur Verfügung gestellt mit freundlicher Genehmigung des Autors durch den Veranstalter „Osnabrücker Friedensgespräche“ auf der Website http://www.ofg.uni-osnabrueck.de/ofg_2017/gespraech_2017_5.htm.

Eine Veröffentlichung im Druck ist geplant.

Copyright: Robert Menasse / Osnabrücker Friedensgespräche, 2017